

Ein Schatz und zugleich ein Kreuz: pastoralliturgische Überlegungen zu Weihnachten und Epiphanie (I)

Dr. François Reckinger

99

Daß das Weihnachtsfest einen Schatz und ein Erbe von höchstem Wert darstellt, wird wohl niemand leugnen, dem aufgegangen ist, welch unvergleichlichen Höhepunkt im Ablauf des liturgischen Jahres dieser Tag samt seinem Festkreis wenigstens in unserm Sprachbereich bedeutet und in welchem Ausmaß er religiöse Energien mobilisiert, die von keinem anderen kirchlichen Vorgang in der gleichen Weise angesprochen werden. Das Problematische daran, das das Fest zu einem seelsorglichen Kreuz werden läßt, ist nicht nur die bedenkliche Akzentverschiebung zu Ungunsten des Osterfestes, die sich relativ leicht korrigieren ließe, falls die Beziehung der großen Mehrheit der Christen zum Geburtsfest des Herrn an sich religiös intakt wäre; es liegt vielmehr darin, daß die Auffassung vom Weihnachtsgeschehen selbst mit Zweideutigkeiten behaftet ist, die sich aus der engen Verquickung dieses Festes mit den Bräuchen und Traditionen vieler, insbesondere der germanischen Völker seit dem Augenblick ergeben, da im Leben dieser Völker das Phänomen der Entchristlichung spürbar wird. Die fragwürdige Situation des Weihnachtsfestes ist darum keine isolierte Erscheinung, sondern eine besonders ins Auge stechende Gegebenheit, durch die die Diskrepanz zwischen der in den überlieferten Bräuchen affirmierten und von ihnen vorausgesetzten Christlichkeit bestimmter Völker und deren derzeitigen *realen* Christlichkeit in besonderer Weise deutlich wird. Das Problem des Weihnachtsfestes ist mithin nur ein Ausschnitt aus dem Gesamtproblem der Volkskirche, und es besteht naturgemäß überall dort, wo ein Volk aufgehört hat, als ganzes christlich glauben und leben zu wollen. Dies sollten wir als Hintergrund der folgenden Überlegungen ständig im Auge behalten.

Wenn wir uns nun den Ursprüngen des Weihnachtsfestes zuwenden, so geschieht es nicht, um der diesbezüglich geleisteten Forschungsarbeit neue Ergebnisse hinzuzufügen. Es hätte wohl aber auch wenig Sinn, die gewonnenen Erkenntnisse einfach zu wiederholen, da sie hinlänglich veröffentlicht sind und leicht nachgeschlagen werden können.¹ Wir wollen hier unmittelbar mit Überlegungen zu der Frage beginnen, welche Hilfen uns die Tatsachen der Geschichte an die Hand geben, um das heutige pastorale Problem des Festes zu bewältigen.

Lehren aus der Geschichte

1. Drei Jahrhunderte lang hat es Christen gegeben, die keine Feier des Geburtsfestes Christi kannten. In seinem von tiefgründigem Humor durchwirkten Roman „Der aufgeweckte Siebenschläfer“² läßt A. Seipolt die Hauptperson dem Sinn nach sagen: „Zu meiner Zeit (d. h. zur vorausgesetzten irdi-

¹ In geraffter Zusammenfassung zuletzt etwa bei A. Adam, Das Kirchenjahr mitfeiern. Seine Geschichte und seine Bedeutung nach der Liturgieerneuerung, Freiburg 1979, 102–104.

² Eine unverblühte Legende aus unseren Tagen, Würzburg 1962.

schen Lebenszeit der „heiligen Siebenschläfer“, d. h. im 3. Jh.) waren wir Christen, ohne Weihnachten zu feiern; heute (im 20. Jh.) dagegen feiern viele Weihnachten, ohne Christen zu sein.“

Diese sehr treffende Überlegung sollte in der Verkündigung nicht unerwähnt bleiben. Für sich allein genommen richtet sie wohl wenig aus, zusammen mit einer Reihe anderer Aussagen und pastoraler Verhaltensweisen ist sie infolge ihrer möglichen Schockwirkung jedoch dazu angetan, einen Beitrag zur Sanierung der mißlichen Lage des Festes zu leisten.

Der Hinweis darauf, daß es *niemals* Christen gegeben hat, die kein *Osterfest* feierten (wenigstens in der Form der wöchentlichen Feier der Auferstehung am Herrentag, sehr wahrscheinlich aber auch in der des jährlichen Paschageschehens³), kann mithelfen, zu einer richtigen Akzentsetzung hinzuführen und den wahren – relativen aber realen – Stellenwert des Weihnachtsfestes deutlicher in Erscheinung treten zu lassen.

2. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat die Datierung der Geburt Jesu auf den 25. Dezember etwas mit der Wintersonnenwende zu tun. Unklar bleibt, ob die Kirche das Fest absichtlich geschaffen hat, um das heidnische Sonnenwendfest („*natale solis invicti*“) zu verdrängen, wie es eine in den letzten Jahrzehnten weit verbreitete Theorie wahrhaben will, die man als die „pastoral-utilitaristische“ bezeichnen könnte. Möglich wäre es auch, daß die Christen mittels eigener Datenspekulationen, etwa von der Malachiasstelle 3,20 („Für euch aber . . . wird die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen“) oder von jüdischen Kultüberlieferungen (Tempelweihfest seit der Makkabäerzeit in der letzten Woche des Sonnenjahres) ausgehend, das Zusammenfallen der Geburt Jesu mit der Wintersonnenwende, das ihrer Verkündigung mit dem Frühjahrsäquinoktium, das der Geburt Johannes des Täufers mit der Sommer Sonnenwende und das ihrer Verkündigung mit dem Herbstäquinoktium „errechnet“ hätten – geraume Zeit, bevor eines dieser Ereignisse auch durch ein Fest gefeiert wurde; wobei offen bleiben müßte, für welches der vier *zuerst* ein Datum angesetzt worden wäre, so daß sich, von ihnen ausgehend, die übrigen drei mittels der Angaben des Lukas bestimmen ließen.⁴

3. Ob nun die Veränderung des heidnischen Sonnenwendfestes den eigentlichen Anlaß zur Einführung des Weihnachtsfestes geliefert hat oder nur eine Folge derselben war: auf jeden Fall besitzen wir in dem Fest ein Erbe und ein Zeugnis jener Zeit, in der das Christentum in einer Bewegung ungeheuren Aufschwungs in alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens vorgedrungen ist und sie in seinem Sinn umgestaltet hat. Heutzutage wissen wir nur allzu gut, wie sehr diese Entwicklung in unserm Kulturkreis rückläufig ist. Nahezu in demselben Maße, wie das Christentum damals in der Gesellschaft an Terrain gewonnen hat, ist es zur Zeit dabei, dessen zu verlieren. Darum gilt es – so wie man damals den damaligen Gegebenheiten entsprechend richtig zu reagie-

³ Vgl. Heiliger Dienst 29 (3/1975) 115–117, resp. 28 (1/1974) 14 und 29 (1/1975) 1–3.

⁴ Zu dieser Hypothese vgl. H. Engberding, Der 25. Dezember als Tag der Feier der Geburt des Herrn, in: Archiv für Liturgiewissenschaft 2 (1952) 25–43 (von Malachias ausgehend) und B. Reicke, Jahresfeier mit Judentum und Christentum der Antike, in: Theologische Quartalschrift 150 (1970) 321–334 (vom jüdischen Tempelweihfest ausgehend).

ren bemüht war und dies in vielen Fällen auch faktisch gelungen ist –, das gleiche in unseren Tagen anzustreben. Richtiges Reagieren wird, da heute die Gegebenheiten in die entgegengesetzte Richtung weisen, in vielfacher Hinsicht – wenigstens zunächst, d. h. bis, infolge u. a. einer inneren Erneuerung der Kirche durch Gesundschumpfung, eine Trendwende eingetreten ist – ebenfalls im umgekehrten Sinn verlaufen müssen. Konnte man es sich damals leisten, profane und heidnisch-religiöse Bräuche zu verchristlichen und eine Symbiose zwischen ihnen und den christlichen Kultmysterien anzustreben, so muß ein sachgerechtes Bemühen heute zweifellos dahingehen, den christlichen Gehalt der überkommenen Feste, in unserm Fall des Weihnachtsfestes, aus seiner Verkoppelung mit kaum noch christlichen und daher mißverständlich und hinderlich gewordenen gesellschaftlichen Begleiterscheinungen *herauszulösen*. Was dies im einzelnen besagen soll, müßte wohl von Gegend zu Gegend etwas verschieden konkretisiert werden – wobei es sicher *auch* Gebiete gibt, in denen die Entchristlichung weniger spürbar ist, in denen Volksbräuche um Weihnachten herum allgemein von echtem Glauben und echter Kirchlichkeit getragen sind und in denen demzufolge kein Grund zur Distanzierung von diesen Bräuchen besteht. Für die Mehrheit wenigstens der städtisch geprägten Gebiete des deutschen Sprachraumes sei jedoch einmal die Aussage eines jungen Ehepaares zur Diskussion gestellt: „Wir haben uns entschlossen, Weihnachten *nie mehr zu Hause* zu sein. Wir feiern es irgendwo sonst, religiös und in der Stille. Die zum größten Teil wenig religiöse Verwandtschaft mag ein andermal, etwa zu Neujahr kommen; die oberflächlichen Gespräche können wir zu diesem Termin weitaus leichter verkraften, und den Geschenkrummel sind wir los.“

Gewiß würden bei Verallgemeinerung dieser Haltung die Pfarreien zu Weihnachten ihrer engagiertesten Glieder beraubt, und die in touristisch weniger attraktiven Gegenden gelegenen könnten sich dafür nicht durch Heranziehen von regelmäßigen Feriengästen schadlos halten. Darum wäre zu überlegen, ob nicht die Pfarreien selbst auch ein Angebot echt religiösen gesellschaftlichen Zusammenseins wenigstens an einem der beiden Feiertage schaffen und ihre Glieder dazu anregen sollten, mit ihrer Verwandtschaft daran teilzunehmen; nach dem Motto: entweder, die Verwandten machen in dieser Weise mit unserer Gemeinde mit, oder sie müssen auf einen Besuch bei uns gerade an diesem Tag und zu dieser Stunde verzichten.

Selbstverständlich wäre es keineswegs im Sinn einer wohlverstandenen christlichen Weihnachtsfeier, wollte man auf die genannte Weise *alternde Eltern* oder *vereinsamte* Verwandte oder Bekannte loswerden und zum Alleinsein auch an den Festtagen verurteilen. Aber zwischen geisttötendem allgemeinem Verwandtenrummel und Ausschluß auch der Vereinsamten von der familiären Feier ließen sich doch wohl mehrere Arten vernünftiger mittlerer Lösungen finden. Übrigens sollten Veranstaltungen pfarrlichen Zusammenseins und Feierns, wie sie hier vorgeschlagen werden, die Einbeziehung der Alleinstehenden, auch abgesehen von jeder familiären Bindung, von vornherein gezielt mit ins Auge fassen.

4. Die *rasche Verbreitung*, die Weihnachten und Epiphanie sofort nach

ihrer Einführung im 4. Jahrhundert gefunden haben, ist sicher zu einem Teil auf die *anti-arianische Reaktion* zurückzuführen.⁵ Durch die in diesem Zusammenhang hervorgerufene Diskussion rückte die *Person* des Gottmenschen stärker in den Vordergrund des Interesses, und genau diesen Aspekt unterstreichen ja die beiden genannten Feste, während bei der Feier des Paschamysteriums der Akzent auf seinem *Werk* liegt. Daß beide Aspekte letztlich allerdings unzertrennlich sind, zeigt sich darin, daß auch die österliche Liturgie in einem *Seinsbekenntnis* gipfelt: „Jesus Christus ist der Herr“ (Phil 2,11), und daß andererseits das Weihnachtsfest sehr bald nach seiner Einführung „österliche“ Elemente an sich zog und nicht mehr bloß das Geschehen der Geburt des Herrn in Erinnerung rief, sondern dahin tendierte, das Erlösungsgeheimnis in seiner Totalität, vom Gesichtspunkt des „wunderbaren Austauschs der Naturen“ ausgehend, zu feiern.

Das Bekenntnis, daß Jesus Christus wahrer Gott und wahrer Mensch ist, der „einzige Sohn vom Vater, voll Gnade und Wahrheit“, „das Wort“, das „Gott war“ und „Fleisch geworden ist“⁶, bildet die *Grundlage* des Weihnachtsfestes, so wie es eingeführt und tradiert worden ist. Wo diese Überzeugung nicht mehr von der Gesamtheit der Feiernden geteilt und als Maßstab allen richtigen Denkens und Handelns anerkannt wird, ist jede Art von „Weihnachtsfeier“ in höchstem Grad zweideutig und bedenklich geworden. Einerlei, ob dies sich in populär-primitiver Weise äußert (Beispiel: bei Weihnachtsfeiern von früher einmal als christlich gegründeten Vereinen in Köln: „Die frommen Worte des Kaplans zu Beginn des Ganzen nehmen wir in Kauf, um uns das Lokal zu sichern. Aber was uns eigentlich interessiert, ist, daß wir bald zum Bier und zum Schnaps kommen“) oder ob die Aushöhlung des Glaubens in intellektuell klingender und intelligent scheinender Weise vorgetragen wird (Beispiel: „Die Glaubensformeln von Nizäa und Chalzedon sind für den modernen Menschen unverständliche Leerformeln geworden“) – wo in einer Gruppe von Menschen eine solche Auffassung vorherrscht, da sollten sich die Kirchenführung und ihre engagierten Mitarbeiter weigern, weiter mitzuspielen, und dadurch Veranstaltungen dieser Art die offiziell-kirchliche Legitimation, sich „Weihnachtsfeiern“ zu nennen, entziehen. Das dadurch ausgelöste Schockerlebnis könnte für viele zu einem heilsamen Anstoß werden, über ihr Verhältnis zur Person Jesu Christi nachzudenken. In dem Maße aber – und nur in dem Maße –, wie der bewußte Glaube an ihn als Sohn Gottes wächst und das Leben der Menschen prägt, kann auch ihr Verhältnis zum Weihnachtsfest gesunden. Zur Aufrechterhaltung eines Weihnachtsfestes aber, dessen Inhalt im wesentlichen nur aus Kindheitsnostalgie und säkularisiertem Verlangen nach „Frieden auf Erden“ bestünde, sollten Geistliche und engagiert glaubende Laien in keiner Weise die Hand reichen.

5. Der *rasche Austausch* des Weihnachts- und des Epiphaniestes zwischen Okzident und Orient im 4. Jahrhundert ist ein Vorgang von großer *ökumenischer Bedeutsamkeit* und läßt ein zur Öffnung gegenüber der Fülle der Tradition der einen Kirche, die sich in den verschiedenen Traditionen der Partiku-

⁵ Vgl. Adam, a. a. O. (oben Anm. 1) 104.

⁶ Joh 1, 14. 1; Evangelium der Tagesmesse.

larkirchen Ausdruck verschafft hat. Um das damit Gemeinte in den Blick zu bekommen, sind nun einige geschichtliche Einzelangaben vonnöten.

Als erste Bezeugung des Festes vom 25. *Dezember* gilt durchweg die Notiz des römischen Chronographen von 354, in jenem Teil seines Werkes, der aus dem Jahr 336 zu datieren scheint.⁷ Der Gegenstand des Gedächtnisses ist deutlich bestimmt: „... Geburt Christi in Betlehem in Juda“. Auch orientalische Zeugnisse aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts⁸ weisen auf das Abendland als Ursprungsgebiet des Festes hin; insbesondere läßt eine Predigt von Johannes Chrysostomus vom Jahr 386 erkennen, daß Antiochien sowohl das Fest als auch die Überzeugung, damit das *historische Datum* der Geburt des Herrn zu begehen, von *Rom* her übernommen hat.⁹

Das Fest vom 6. Januar hingegen ist eindeutig *orientalischen* Ursprungs. Wir finden es bei Klemens von Alexandrien im 3. Jahrhundert als Fest der *Gnostiker*, näherhin der Anhänger des Basilides bezeugt.¹⁰ Wenn demgegenüber koptische Zeugnisse des Mittelalters¹¹ seine Existenz im 2. Jahrhundert und selbst seinen apostolischen Ursprung behaupten, so könnte das daher rühren, daß sie Nachrichten über das gnostische Fest irrtümlich auf die Großkirche bezogen. Die erste sichere Bezeugung des Festes in der Kirche stammt vom heidnischen Historiker Ammianus Marcellinus¹²; er berichtet, daß der Kaiser Julian im Jahr 361 seine Abwendung vom Christentum noch verheimlichte und in Gallien das Fest mitgefeiert hat, „das die Christen im Januar begehen und das sie ‚Epiphania‘ nennen“.

Erste Bezeugung im Westen also – aber in den unmittelbar darauffolgenden Jahren finden sich eine Menge Belege im Orient, wohin auch die griechische Bezeichnung „Epiphanie“ oder „Theophanie“ verweist. Die spanische Kirche hat den Ausdruck mit „apparitio“ und „manifestatio“ übersetzt, während man ihn im übrigen Westen als Fremdwort übernommen, sich dafür jedoch bemüht hat, ihn immer wieder zu erklären. Dies ist insbesondere bei Augustinus der Fall, der im übrigen den Donatisten vorwirft, daß sie keine *Communio* mit den Kirchen des Orients pflegen und dies durch ihre Ablehnung des Epiphaniestes bekunden.¹³ All das, zusammen mit dem erwähnten Zeugnis des Klemens von Alexandrien, weist eindeutig auf den Orient als Ursprungsgebiet des Festes hin.

Im Gegensatz zum westlichen Weihnachtsfest bestand im Osten zunächst keine Einigkeit über den genauen Gegenstand des Festes vom 6. Januar. Unter der gleichen Vokabel „Epiphanie“ oder „Theophanie“ feierte man in Jerusalem die *Geburt* des Herrn, in Alexandrien seine *Taufe*, in Antiochien,

⁷ Liber Pontificalis I; Ausgabe L. Duchesne, Paris 21955, 11; zur Datierung vgl. B. Botte, *Les origines de la Noël et de l'Epiphanie*, Louvain 1932, 33.

⁸ Vgl. dazu B. Botte, a. a. O. (oben Anm. 7) 9–31.

⁹ PG 49, 351–362; hier bes. 353.

¹⁰ Stromata, I, 21 (PG 8, 888).

¹¹ Vgl. R. Coquin, *Les origines de l'Epiphanie en Egypte*, in: B. Botte / E. Méliä u. a., *Noël, Epiphanie, retour du Christ* (Lex Orandi 40), Paris 1967, 139–170; hier: 140–144.

¹² *Rerum gestarum*, XXI, 2, 5.

¹³ Sermo 202, 2 (PL 38, 1033); er sieht allerdings den Zusammenhang zwischen Epiphanie und Orient formell eher in der Herkunft der Magier als in dem des Festes aus dem Osten begründet.

Kleinasien und Konstantinopel zunächst Menschwerdung *und* Taufe, später, nach Übernahme des Weihnachtsfestes, nur noch die Taufe. Daneben finden sich geringfügige Spuren der Thematik der *Hochzeit von Kana*¹⁴, die im Orient sehr bald von der Taufe nahezu völlig verdrängt wurde, im Westen, vor allem in Gallien, dagegen fortgewirkt hat.

Die Art der Entstehung des Festes im Orient beweist allem Anschein nach, parallel zum Weihnachtsfest im Westen, die ungeheure Fähigkeit der damaligen Kirche, religiös-kulturelle Gegebenheiten ihrer Umwelt christlich zu deuten und mit christlichem Inhalt zu erfüllen. Zu der Frage, welche Gegebenheiten dies im einzelnen gewesen sein mögen, meint B. Botte, der 6. Januar sei nichts anderes als die nach einem vom Westen abweichenden Kalender berechnete Wintersonnenwende. Nach mehreren von ihm gesammelten Zeugnissen¹⁵ wurde dieses Datum von den Heiden besonders in Ägypten gefeiert, wobei ihre Riten um zwei Themen kreisten: *Licht* und *Wasser*. Dem *ersten* entsprechend hieß der Tag „auxiphôtos“ („Zunehmen des Lichtes“; deutlicher Hinweis auf die Sonnenwende) und wurde u. a. durch Festbeleuchtungen begangen; nach Übernahme des Festes durch die Christen wurde es in mehreren orientalischen Kirchen als „ta phôta“ („Fest der Lichter“; Hinweis auf die Festbeleuchtung) bezeichnet. Es war nicht schwer, die Lichtthematik mit dem biblischen Gedankengut vom „Licht der Welt“ in Verbindung zu bringen; ebenso legten sich zur Thematik des *Wassers* die Heilsereignisse der Taufe Jesu und der Hochzeit von Kana wie von selbst nahe. Erzählten sich doch die Heiden die phantastischsten Geschichten über wunderbare Eigenschaften, die dem Wasser der Quellen und Flüsse an diesem Tag geschenkt würden, insbesondere jene, sich in Wein zu verwandeln. Demgegenüber konnten nun die Christen darauf hinweisen, daß Jesus einmal in Wirklichkeit Wasser in Wein verwandelt hatte, um in diesem Zeichen deutlich zu machen, daß er die Existenz des Menschen verwandelt; und daß er sich ins Wasser des Jordan eintauchen ließ, um dem Wasser der Taufe heiligende und verwandelnde Kraft zu verleihen. Haben die heidnischen Legenden und Mythen demnach im 4. *Jahrhundert* einen Einfluß auf die *Auswahl der Perikopen* zum neu einzuführenden Fest ausgeübt, so wäre es völlig abwegig anzunehmen – wie es im Fahrwasser einer bestimmten „Exegese“ vielfach geschieht –, die entsprechenden Erzählungen der Evangelien hätten im 1. *Jh.* ihre *Entstehung* ebendiesen Legenden und Mythen zu verdanken gehabt.

Der *Austausch* der beiden Feste erfolgte außergewöhnlich rasch: im wesentlichen noch im 4. *Jh.*, die letzten Nachzügler schlossen sich im Verlauf der beiden folgenden Jahrhunderte an. Einzig die nichtkatholischen Armenier haben das Fest vom 25. Dezember nicht rezipiert: sie feiern Geburt, Anbetung der Magier und Taufe des Herrn zusammen am 6. Januar.¹⁶

¹⁴ Koptisch-arabisches Menologion, Gedächtnis am 8. Januar, dem „3. Tag der Epiphanie“ (Patrologia Orientalis 10, 196); Epiphanius von Salamis, Adversus Haereses, lib. II, tom. I, Haeresis LI, XXIX f (PG 41, 940 f); Pseudo-athanasianische Kanones (Ägypten, 4. *Jh.*): vgl. R. Coquin, a. a. O. (oben Anm. 11) 155, mit Anm. 14, S. 145.

¹⁵ A. a. O. (oben Anm. 7), 67–83.

¹⁶ Vgl. ebd. 30.

Der Austausch der Feste veranlaßte gebietsweise eine Fortentwicklung ihres Inhalts. Rom und Afrika übernahmen vom Orient wohl das Fest vom 6. Januar mit seiner Grundthematik „Epiphanie“, illustrierten dieselbe jedoch mit einer in der orientalischen Festtradition nicht wirksam gewordenen Evangelienperikope, nämlich der *Anbetung der Magier*. Vor der Übernahme des Epiphaniestes war dieses Motiv im abendländischen *Weihnachtsfest mit-enthalten*, wie eine Predigt des Optatus von Mileve vom Jahr 362 beweist.¹⁷ Ein Zeugnis für diesen während einiger Jahrzehnte gewesenen Zustand ist wohl auch das bis heute erhaltene Begleitfest der „Unschuldigen Kinder“ am 28. Dezember. Es ist anzunehmen, daß dieser Termin im Augenblick der Einführung des Begleitfestes der erste Tag nach Weihnachten war, der nicht durch wichtige Heiligengedächtnisse belegt war. Nach der Einführung des Epiphaniestes mit seinem westlichen Inhalt wäre das Gedächtnis der „Unschuldigen Kinder“ zweifellos an dieses angehängt worden, da sein eigener Inhalt ja den Besuch der Magier als bereits geschehen voraussetzt.

Nach dem Austausch der Feste vom 25. Dezember und dem 6. Januar stellte die Verkündigung die beiden gern in Gegensatz zueinander: an Weihnachten erscheint der Sohn Gottes in der Schwachheit unseres Fleisches, an Epiphanie enthüllt er sich in Herrlichkeit und ruft die Heiden zum Licht des Glaubens.

Rom versuchte lange Zeit, am 6. Januar die Magierthematik rein von jeder Beimischung anderer Motive zu erhalten¹⁸, während Norditalien, Gallien und Spanien zusätzlich dazu auch die beiden orientalischen Themen der Taufe Jesu und der Hochzeit zu Kana übernahmen und letzteres auch dann aufrechterhielten, als es im Orient nahezu wieder von der Bildfläche verschwunden war. Sie vollzogen dementsprechend die Synthese des „tribus miraculis ornatus dies“ (Magnificat-Antiphon der 2. Vesper im römischen Ritus), dem ein genialer Liturgie-Schöpfer in der Benedictus-Antiphon der Laudes einen unnachahmlichen Ausdruck verschafft hat:

„Hodie coelesti sponso
iuncta est Ecclesia,
quoniam in Jordane
lavit Christus eius crimina.
Currunt cum muneribus
magi ad regales nuptias
et ex aqua facto vino
laetantur convivae,
alleluia.“

Damit ist angedeutet, daß Rom im Endeffekt dann eben doch die beiden orientalischen Festinhalte übernommen hat; allerdings nur im Stundengebet des Festes sowie in der Messe des Oktavtages (Gedächtnis der Taufe Christi) und am zweiten auf das Fest folgenden Sonntag (Evangelium von der Hoch-

¹⁷ Hg. v. A. Wilmart, in: Revue des Sciences Religieuses 2 (1922) 282.

¹⁸ Vgl. etwa den 16. Brief Leos d. G., an die Bischöfe Siziliens: PL 54, 695–706; hier: 696: Gegenstand des Festes vom 6. Januar ist die Anbetung der Magier; 701: „... einige meinen, an diesem selben Tag habe Jesus die Taufe des hl. Johannes empfangen“.

zeit zu Kana), während die Messe vom 6. Januar immer ausschließlich der Magierthematik vorbehalten blieb.

Es ist bekannt, daß die Liturgiereform des 2. Vatikanischen Konzils – wohl im Hinblick auf die Kirchen des Orients – die Thematik der Taufe des Herrn aufgewertet hat, indem es das Gedächtnis vom 13. Januar zu einem eigenen Fest am ersten Sonntag nach dem 6. Januar erhob, während das Kana-Motiv nur mehr in einem der drei Lesejahre (dem Jahr C) am 2. Sonntag der Jahresreihe zum Tragen kommt, dafür in den beiden anderen Jahren aber am gleichen Sonntag andere – glücklich ausgewählte – „epiphanische“ Perikopen aus dem Anfang der öffentlichen Tätigkeit Jesu eingesetzt sind.

In einer Zeit, in der wir von ganzem Herzen nach Wiederherstellung der vollen Communio mit den Kirchen des Ostens streben, muß der hohe Grad an Einheit, der im 4. Jh. den schnellen Austausch von Weihnachten und Epiphanie sowie die gegenseitige Befruchtung der Teilkirchen bei der Fortentwicklung der beiden Feste ermöglichte, für uns ein Leitbild darstellen. Die Pflege des orientalischen Erbes in unserm Winterfestkreis kann, zusammen mit anderen Faktoren, einen realen Beitrag auf dem langen Weg zur Wiederherstellung einer solchen Einheit bedeuten. Zugleich kann sie uns, insbesondere infolge der Betonung des epiphanischen Elementes helfen, die Fülle des Inkarnationsmysteriums in den Blick zu bekommen und uns von den späteren abendländischen Verengungen sowohl hinsichtlich des Weihnachts- als auch des Epiphaniefestes freizumachen.

(wird fortgesetzt)

Schon der hl. Ambrosius sagte: „Das ist der Glaube, daß Christus der Sohn Gottes ist, der Sohn des Vaters von Ewigkeit her, geboren aus Maria der Jungfrau.“

Diese erstaunliche Wahrheit, die die Christen sich immer vergegenwärtigen sollten und die viele Nichtchristen sich bemühen, nicht zu bemerken, ist der tiefe Sinn des Festes der Geburt Jesu, und er ist derart mit unserem Geschick verknüpft, daß er mit seinem wunderbaren Glanz jeden Bereich des Lebens überstrahlt. Alles sollte man so im Lichte des Mysteriums der Inkarnation betrachten und aufwerten. Es mag genügen, zu sagen, daß durch dieses Mysterium unsere Beziehungen zu Gott geordnet werden. Diese Beziehungen zwischen dem menschlichen Leben und der Gottheit, die Menschenherz und Menschengestalt mühsam nur zu erfassen versuchten, um sie zum Schnittpunkt allen philosophischen und moralischen Denkens zu machen, sind nun in der Geschichte wie im menschlichen Geist in lebendiger Konkretisierung in genaue Grenzen gestellt: Christus, Gott-Mensch, ist die religiöse Brücke zwischen Himmel und Erde. Und wenn alles, so kann man sagen, von der religiösen – der positiven oder negativen – Konzeption abhängt, die der Mensch sich vom Leben schafft, dann hängt für uns alles von Christus ab, von den Beziehungen, die wir mit Christus haben. Er ist der „neue Adam“, die neue Quelle des Lebens, der Notwendige. Er ist der Eckstein.